

Engel altern nicht

ICH habe mich an mein Zimmer gewöhnt, das kann ich heute sagen, denn immerhin wohne ich schon seit fünf Jahren hier. Zugegeben, es war eine Umstellung. Wenn ich an mein Haus denke — groß, großzügig, große Räume befreien, engen nicht ein, man kann sich bewegen, hat Raum, eckt nicht überall an. Große Fenster gehören zu großen Räumen, stellen sich nicht dem Licht entgegen, sondern laden es ein, das Licht klopft nicht an, es kann kommen, wann es will, und es kommt von allein, begrüßt den Raum, freundet sich mit den Gegenständen an, es kennt sie ja schon so gut, streichelt die Blumen, die Tische, die Schränke, die Couch, die Sessel, die Kostbarkeiten, die jeder sammelt, an die jeder sein Herz hängt.

Wie oft habe ich mich hingesezt und gewartet, dass das Licht auch mich besucht, zart über mich hinweg gleitet, mich einbindet in seine Wärme, in seine Klarheit. Dann war ich ganz still, habe kaum zu atmen gewagt, um es nicht zu verscheuchen, aber es ist trotzdem gegangen, es geht immer, ich konnte es nicht festhalten. Dann blieben wir zurück, meine Gegenstände und ich, zusammen mussten wir verzichten, und doch jeder für sich, traurig, bedrückt, in der Gewissheit, dass es morgen, übermorgen, jeden Tag wiederkommt und dass wir jedes Mal wieder würden verzichten müssen. Schmerzvolle, immer wiederkehrende Erfahrung, dass man nicht festhalten kann, was Leben gibt, was unserem Einfluss entzogen ist — ausgeliefert der Sehnsucht nach Licht.

Meine Kostbarkeiten — wie oft habe ich sie angeschaut, warum habe ich sie mir eigentlich so liebevoll in mein Haus eingeordnet? Sicher, mit jedem Gegenstand verband sich eine Geschichte, ein Erlebnis, eine Erfahrung, kurz, eine Erinnerung. Aber die Erinnerung ist nicht dieses Bild, jene Skulptur oder dieses Gefäß. Die Erinnerung besitze ich, ist Teil von mir, sie lebt in mir. Die Gegenstände sind nur Trophäen, die man stolz nach Hause schleppt, sie dort aufbaut, um sie ins rechte Licht zu setzen, und dann kommt Besuch - höfliche oder interessierte Frage: „Oh, das ist aber schön, wo haben Sie das denn her?“

Welche Genugtuung, offen in Erinnerungen schwelgen zu dürfen, mit der Erlaubnis der anderen, die es nicht mitvollziehen können, weil sie es nicht erlebt haben. Es bleiben nur Worte, durch die die Besucher nicht reicher werden.

Erinnerungen — sie gehören zu mir, sie bleiben mein, man kann sie nicht weitergeben. Und dann — man kann ja nicht ständig allein sprechen — Schlagabtausch der Erinnerungen, jeder versucht, sich ins Gespräch zu bringen, was heißt Gespräch, ins Wechselspiel zwischen einem Redenden, der zum Zuhören zwingt, und vielen Stummen, stumm im Geist, stumm im Herzen, stumm im Fühlen. Warum habt ihr mich immer so gequält mit euren Geschichten, ich konnte doch die Grenze nicht erkennen zwischen Wirklichkeit und Dazutun, habt ihr wirklich das gefühlt, was ihr vorgegeben habt, oder hat die Zeit, die seitdem vergangen ist, eure Erlebnisse gereinigt, verstärkt, verzerrt? Ist das wahr, was ihr sagt, ist das wahr, was ich sage, was ist wahr, ich kann euch nicht glauben, ich kann mir nicht glauben, wem kann ich glauben, ich will euch nicht mehr sehen, ich will allein sein, wenigstens brauche ich dann nur noch einer Person zu misstrauen, mir selbst, das kann ich ertragen, das muss ich ertragen.

So habe ich mein Haus getauscht gegen dieses Zimmer, alle Trophäen meines Lebens habe ich aufgegeben, nur meine Erinnerungen, wahre, falsche, habe ich mitgenommen, ich konnte sie doch nicht einfach zurücklassen. Und wenn ich mich ganz still hinsetze und die Augen schließe, dann bin ich doch gar nicht hier, dann bin ich da, wo ich sein will, ohne mich von der Stelle zu rühren. Ja, das habe ich gelernt, ich kann mit meinen Erinnerungen spielen, sie spielen nicht mehr mit mir. Ich habe mir einige ausgesucht, meine Lieblingserinnerungen sozusagen, mit denen ich fast jeden Tag auf Reisen gehe. Jetzt kann ich mit ihnen umgehen, ich lasse etwas weg, ich tue etwas dazu, ich lebe mit ihnen, sie leben mit mir. Wir kommen gut miteinander aus. Es hat sich geändert, es hat sich viel geändert, mein Leben, meine Einstellung, meine Ansichten, meine Erfahrungen, meine Erinnerungen, alles ist anders.

Wie sonst könnte ich denn in diesem Zimmer leben? Drei Meter breit, vier Meter lang, ich habe es abgeschritten, am Anfang nur, jetzt nicht mehr, ich habe mich daran gewöhnt.

Ein einfaches Zimmer: da ist die Tür, in einer Nische Waschbecken, Toilette und Dusche. Ich habe meine Dusche im Zimmer, wie gut. Hinter der Trennwand mein Bett, ich habe mir ein Brett unter die Matratze legen lassen. Über die ganze Länge des Bettes an der Wand ein Bücherbord, darauf ein bis zwei Bücher, wir haben eine große Bücherei, da kann ich mir alles ausleihen, wozu ich Lust

habe, aber ich lese nicht mehr so viel, dann noch mein Radio, das ich fast nie anstelle. Unter dem Fenster ein Tisch mit Aschenbecher, ein Stuhl. Am Fußende des Bettes mein Schrank. Viel ist nicht darin, ich brauche nicht mehr viel, ich gehe nicht mehr weg, so wie früher. Seitdem ich hier bin, bin ich nicht mehr in der Stadt gewesen, was soll ich dort, also brauche ich mich auch nicht mehr dafür anzuziehen. In der Stadt, wo sowieso jeder an dem anderen vorbeiläuft, in der Menge dem anderen ausweicht und sich gleich entschuldigt, wenn er aus Versehen jemanden berührt hat.

Wen interessiert es, wie es mir gegangen ist, ging, geht?

Früher bin ich oft durch die Stadt gegangen, ich habe sie mir angeschaut, die Gesichter, woran denkst du gerade, bedrückt dich etwas, freust du dich, bist du das, was du scheinst, was willst du von dir, woher kommst du, was ist dein Ziel? Es hat mir Vergnügen bereitet zu raten, was sie denken, selbst die Fragen zu beantworten, mit ihren Gedanken zu spielen. Später habe ich sie in Gruppen eingeteilt. Das ist gar nicht so schwer, wenn man in den Gesichtern zu lesen weiß. Da gab es die Ich—möchte—etwas—kaufen—Gesichter, die Ich—will—nach—Hause—Gesichter, die Ich—weiß—nicht—was—ich—will—Gesichter, die Warte—, Such—, Langeweile— und Hier—bin—ich—Gesichter und immer mehr und immer mehr die Ich—habe—keine—Zeit—Gesichter, die gefährlichsten von allen. Sie haben mir Angst gemacht, ich bin immer weniger in die Stadt gegangen, weil ich sie nicht mehr sehen konnte, weil ich nicht mehr hören konnte, wie es von überall rief, lachte, höhnte, klagte: „Ich habe keine Zeit!“

Hier ist es anders. Ich habe Zeit, viel Zeit, und auch „Die Brille“ hat Zeit.

Jeden Tag, nach dem Frühstück, höre ich ihn den Gang entlangkommen, dann dreht sich der Schlüssel im Schloss, die Tür geht auf, und dann steht er da. Immer mit makellos weißem Kittel, weißen Hosen, weißen Schuhen, weißen Haaren, lächelt mich immer gleich freundlich an, gibt mir die Hand, „Na, dann wollen wir mal!“

Dann gehen wir zusammen den Gang entlang in sein weißes Büro, setzen uns einander gegenüber und beginnen zu plaudern. Manchmal ist auch ein Bart dabei, aber ich schaue gar nicht hin, ich mag keine Bärte. Bärte sind nicht ehrlich, Bärte verstecken Gesichter, Bärte lassen nicht zu, dass man Menschen erkennt. So unterhalte ich mich nur freundlich mit der Brille.

Er scheint es zu genießen, wenn ich ihm von meinem Leben erzähle, er will immer alles ganz genau wissen, stellt Fragen, hört zu, ermuntert mich, in meinen Erzählungen fortzufahren, angenehm, solche Menschen, die sich für andere interessieren, und ich plaudere und plaudere.

Mit Vergnügen bleibe ich nicht immer bei der Wahrheit, er kann es ja doch nicht kontrollieren. Es macht mir Spaß, meiner Phantasie freien Lauf zu lassen, Tatsächliches mit Erfundenem zu verweben, es so aufzubauen, dass es logisch und plausibel klingt, ihn dabei zu beobachten, wie er mir aufmerksam zuhört, wie ich den Zweifel von seinem Gesicht wische, wenn ich manchmal durch eine kleine Unachtsamkeit etwas zu stark aufgetragen habe.

Heute jedoch, heute ist ein besonderer Tag, heute teile ich ihm meine Entscheidung mit, sie bei mir einziehen zu lassen. Ich kann dieses Versteckspiel nicht mehr ertragen, diese ständige Furcht, sie könnten sie entdecken und aus dem Haus weisen. Sie stört doch niemanden, macht niemandem Arbeit, sie will niemanden sonst als mich und ich will nur sie, sie gehört mir, mir ganz allein. Also kann sie auch ganz offiziell bei mir wohnen, und die anderen haben sich damit abzufinden.

Schon ganz früher, als ich noch jung war, habe ich sie mir in meinen Träumen vorgestellt. Wie sie aussehen würde, wie ich mich mit ihr unterhalten würde, wie wir gemeinsam Stunden, Tage, Jahre verbringen würden, in Frieden, in Harmonie, in gegenseitigem Respekt, wie wir glücklich sein dürften. Ich habe sie genau vor mir gesehen, jung, schlank, hochgewachsen, in weißem, elegantem Kleid, mit warmen, braunen Augen, die ihre heile Seele offenbarten, mit dunklem, fast schwarzem langem Lockenhaar, das ihr junges, klares, weiches, wunderschönes Gesicht streichelte. Sie war schön, so verwirrend schön, so beruhigend sanft, so tiefgründig klug, so betörend zart, dass ich meinen Engel, so nannte ich sie, überall voller Zuversicht zu suchen begann.

Ich habe sie nicht gefunden.

Meine Zuversicht ist dahin geschmolzen, so wie die Jahre mir aus der Hand geglitten sind. Wie oft habe ich geglaubt, sie endlich gefunden zu haben, aber sie waren es alle nicht, sie haben mir nur mit Schmerz meine Hoffnung zerstört, mir nur Enttäuschung geboren.

Keine war meinem Engel gleich, sie haben mich nur in meiner Suche aufgehalten, mir kostbare Zeit gestohlen, die mir niemand zurückgeben kann. Sie waren es alle nicht wert, die weißblusigen, die weißbekleideten — rot passt so schön zu weiß...

Dann haben sie mich hierhergebracht. Wenn ich dann auf meinem Bett saß und beobachtete, was das Licht durch das kleine Fenster an der Stirnseite meines Zimmers auf die Wand malte, zuerst ein Rechteck, dann ein länger und länger werdendes Trapez, immer unterteilt durch drei graue, breiter werdende Schattenstäbe, immer dasselbe Bild, dann setzte ich an seine Stelle das Bild meines Engels, wie sie mir zulächelte, wie mich ihre tiefen Augen liebevoll anschauten. Ihr Bild hatte ich mir bewahrt, ich hütete es als meinen kostbarsten Schatz. Niemand war bis jetzt in der Lage gewesen, ihn mir wegzunehmen.

Und irgendwann in der ersten Zeit, Tag und Stunde habe ich vergessen, es ist auch nicht wichtig, was ich nie mehr zu hoffen gewagt hätte, trat sie aus dem Bild heraus, kam leibhaftig auf mich zu, streckte mir ihre zarten, wohlgeformten, der Liebe bestimmten Hände entgegen, setzte sich auf den Rand meines Bettes, ich spürte ihren sanften Duft, ihre Wärme überstrahlte mein ganzes Ich, das Zimmer begann sich bis ins Unendliche zu weiten, sie war da, ich hatte sie nicht mehr gesucht — sie hatte mich gefunden.

Wir begannen, miteinander zu sprechen, sie hörte mir zu, sie konnte zuhören, machte hin und wieder eine Bemerkung — wie klug und einfühlsam sie war — sie streichelte meine Hände, mein Gesicht, meine Seele. Sie sah immer noch so wunderschön aus, wie ich sie mir vorgestellt hatte, sie war nicht älter geworden, Engel altern nicht!

Sie hatte nicht „Guten Tag“ gesagt, sie brauchte es nicht, sie war doch schon immer bei mir gewesen.

Seitdem kommt sie jeden Tag, manchmal konnte ich sie gerade noch im Schrank oder hinter der Tür verstecken, wenn sich plötzlich der Schlüssel im Schloss drehte und eines von diesen Essen serviert wurde, aber das will ich jetzt nicht mehr. Alle Welt soll sehen, dass ich glücklich bin, warum soll man sein Glück nicht zeigen dürfen, dass mein Leben endlich einen Sinn gefunden hat, dass ich gemeinsam mit ihr über alles nachdenken und sprechen kann, was mich bewegt, ich brauche niemanden mehr, nur sie, meinen Engel.

Niemand, niemand hat das Recht sie mir wegzunehmen!